

**DEAN
KOONTZ
SÜNDENLOS**

Aus dem Amerikanischen von Wulf Bergner

FESTA

Die amerikanische Originalausgaben *Innocence* und *Wilderness*
erschiene 2013 im Verlag Bantam Books.

INNOCENCE © 2013 by The Koontz Living Trust

WILDERNESS © 2013 by The Koontz Living Trust

1. Auflage Juni 2024

Copyright © dieser Ausgabe 2024 by Festa Verlag GmbH, Leipzig

Titelbild: Umair/99designs

Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-98676-144-8

eBook 978-3-98676-145-5

INHALT

WILDNIS

Seite 7

SÜNDELOS

Seite 45



WILDNIS

»Die Welt ist eine Maschine,
die endlose Überraschungen produziert
und einander überlagernde Geheimnisse.«

I Mutter behauptete, sie könne in jedem Spiegel, den ich benutzt hatte, mein Gesicht statt ihres eigenen sehen, mein Gesicht und meine einzigartigen Augen, und den Spiegel danach nicht mehr in ihrem Haus dulden. Sie zerschlug ihn und kehrte die Splitter auf, ohne einen Blick auf sie zu wagen, weil irgendwie auf jedem – so sagte sie – mein ganzes Gesicht abgebildet war, nicht nur ein Teil davon. Sie konnte es kaum ertragen mich auch nur gelegentlich anzusehen und sah meistens an mir vorbei oder betrachtete etwas ganz anderes, wenn wir miteinander sprachen. Als sie nun mein Gesicht auf einer Vielzahl von mit Silber beschichteten gezackten Glasscherben sah, rastete sie beinahe aus.

Obwohl Mutter trank und manchmal auch Drogen nahm, glaube ich, dass sie die Wahrheit sagte, was Spiegel betraf. Sie belog mich nie und liebte mich auf ihre verquere Art. Wegen ihrer Schönheit, sagte ich mir, müsse sie mehr als andere Frauen darunter leiden, dass sie jemanden mit meinem Aussehen zur Welt gebracht hatte.

Von weiten Wäldern umgeben lebten wir in einem behaglichen Haus am Ende einer langen unbefestigten Zufahrt, Meilen von den nächsten Nachbarn entfernt. Auf irgendeine Weise, über die sie nie sprach, war sie zu allem Geld gekommen, das sie ihr Leben lang brauchen würde, dabei hatte sie sich jedoch auch Feinde gemacht, die sie aufgespürt hätten, wenn sie an einem weniger abgelegenen Ort Zuflucht gesucht hätte.

Vater war ein Romantiker gewesen, der seine Vorstellung von Liebe mehr liebte als sie. Ruhelos und davon überzeugt, das ersehnte Ideal anderswo finden zu können, hatte er uns vor meiner Geburt verlassen. Mutter nannte mich Addison, und ich trage ihren Familiennamen Goodheart.

In der Nacht meiner Geburt, der schwere Wehen vorangingen, holte eine Hebamme namens Adelaide mich in Mutters Schlafzimmer auf die Welt. Sie war eine gottesfürchtige brave Frau vom Lande, aber bei meinem Anblick hätte sie mich erstickt oder mir das Genick gebrochen, wenn es Mutter nicht gelungen wäre, ihre Pistole aus der Nachttischschublade zu holen. Vielleicht aus Furcht vor einer Anzeige wegen versuchten Mordes oder weil Angst sie dazu motivierte, dieses Haus um jeden Preis zu verlassen, versprach die Hebamme hoch und heilig, niemals von mir zu sprechen und nie wieder zurückzukommen. Was die Welt betraf, war ich eine Totgeburt gewesen.

Ich konnte nur den Spiegel in meinem kleinen Zimmer benutzen: einen Ganzkörperspiegel auf der Innenseite meiner Kleiderschranktür. Manchmal stand ich davor, um mich selbst zu begutachten, im Lauf der Jahre allerdings weniger oft. Ich konnte mein Aussehen nicht ändern oder auch nur andeutungsweise begreifen, wer ich sein könnte, und die mit Selbstbetrachtung vertane Zeit brachte mir nichts.

Als ich älter wurde, fand Mutter es zunehmend schwieriger, meine Anwesenheit zu ertragen, und ich durfte oft tagelang nicht ins Haus kommen. Sie war eine Frau mit schlimmen Erfahrungen, ebenso taff wie schön, und bis ich aufkreuzte, war sie so furchtlos gewesen, wie man nur sein konnte, ohne töricht oder leichtsinnig zu sein.

Sie verabscheute ihre Unfähigkeit, sich ganz mit meiner Gegenwart abzufinden, und dass es ihr nicht gelang, die Beklemmung zu verbergen, die sie nur mildern konnte, indem sie mich gelegentlich aus dem Haus verbannte.

Kurz nach Sonnenaufgang an einem Oktobertag, ein paar Wochen nach meinem achten Geburtstag, sagte sie: »Dies ist so unrecht, Addison, und ich verabscheue mich dafür, aber du musst aus dem Haus, sonst weiß ich nicht, was ich tue. Vielleicht nur für einen Tag, vielleicht für zwei, ich weiß es nicht, ich hänge die Fahne auf, wenn du wieder ins Haus kommen darfst. Aber im Augenblick will ich dich nicht in meiner Nähe haben!«

Als Fahne benutzte sie ein Geschirrtuch, das sie an einen Haken an einem Pfosten der Veranda hängte. Wurde ich aus dem Haus verbannt, kontrollierte ich jeden Morgen und nochmals am Spätnachmittag, ob die Flagge aufgehängt war, und war jedes Mal entzückt, wenn sie dort hing. Zumindest für mich war Einsamkeit eine schlimme Härte, auch wenn sie die Grundvoraussetzung meiner Existenz war.

Hatte ich Hausverbot – das auch für die Veranda galt –, schlief ich im Garten, wenn das Wetter warm war. Im Winter schlief ich in der baufälligen Garage auf dem Rücksitz ihres Ford Explorer oder in einem bequemen Schlafsack auf dem Betonboden. Sie stellte mir jeden Tag einen Picknickkorb mit Essen hin, sodass mir nichts fehlte außer dem, was am meisten zählt – Gesellschaft.

Bis zu meinem achten Geburtstag war ich so häufig durch den Wald gestreift, dass er ebenso mein Heim war wie das Haus. Nichts im grünen Dom von Mutter Natur fürchtete mich oder erschrak auch nur vor meinem

Anblick. Weil ich mich nicht an die Hebamme erinnern konnte, hatte ich außer Mutter nie einen Menschen gesehen, und sie hatte mir eingeschärft, eine solche Begegnung werde bestimmt mit meinem Tod enden. Aber was sich mit Flügeln oder auf vier Beinen fortbewegte, verurteilte mich nicht. Außerdem war ich für mein Alter beachtlich stark und schnell und besaß jederzeit einen intuitiven Sinn dafür, wo ich im Wald war und wie ich mich dort am besten bewegen konnte. Ich trug Trekkingstiefel und Jeans und ein Flanellhemd; in einer Tasche hatte ich ein Schweizer Armeemesser mit zahlreichen Werkzeugen. Ich war acht, aber in mancher Beziehung älter als ein Achtjähriger, ein Junge, aber doch kein Junge wie jeder andere.

Die schönsten Werke der Menschen, die ich in Foto­bänden gesehen hatte, waren nicht so bezaubernd wie mein gemischter Laubwald – Eichen und Ahorne, Birken und Wildkirschen. Und es gab Erlen, den bescheidenen Baum, den selbst erfahrene Waldläufer oft nicht wahrnehmen und der so haltbar ist, dass die halbe Stadt Venedig noch heute auf Erlenpfählen steht, die dem un­aufhörlichen Ansturm des Meeres jahrhundertlang wider­standen haben. Wilde Akazien, die im Sommer rot blühen. Waldlilien mit ihren riesigen weißen Blütenblättern. Und all die eleganten Farne, Lanzenschildfarn und Farnspargel, und zierlich ausgestanztes *Ptilidium pulcherrimum* und Straußenfarn mit seinen Wedeln wie Federbälle. Weil Mutter als Naturliebhaberin eine Bibliothek von Nach­schlagewerken hatte, wusste ich die Namen aller Dinge. Ich liebte den Wald, und als ich an jenem Tag Anfang Oktober aus dem Haus verbannt wurde, flüchtete ich in

die Wildnis, die in jenem Jahr in bunten Herbstfarben leuchtete.

Über eine Meile vom Haus entfernt erreichte ich einen meiner Lieblingsplätze, eine vom Wetter in Jahrtausenden gestaltete Kalksteinformation, deren sanft fließende Formen aussahen, als schmelze sie dahin. Die Formation mit etwa zwölf Metern Durchmesser wies hier und dort röhrenförmige Schlunde auf, die mit Hohlräumen in ihrem Inneren – von denen einige durch Öffnungen am Fuß der Felsmasse zugänglich waren – in Verbindung standen. Wehte der Wind stark genug aus Norden, nutzte er den Kalkfelsen als natürliches Instrument, dem er die wehmütigsten Töne entlockte.

Ich saß auf dem höchsten Punkt, gut zwei Meter über dem Waldboden, und genoss die Sonne, die in warmen goldenen Strahlen durch die überhängenden Bäume fiel. Der prangende Wald war mit so vielen Vogelstimmen angefüllt wie Farben, vor allem Winterammern und Pirole, aber die Zipfelfalter, die mich mit ihren blauen Flügeln begeistert hatten, waren wie der Sommer verschwunden. Ich trauerte dem Sommer nach, den der Herbst vor Kurzem abgelöst hatte, denn bald würde der Wald weniger einladend sein, und viele Tiere würden weniger aktiv sein oder nach Süden ziehen ... oder sterben.

Als der Wolf erschien, war ich nicht überrascht, denn ich hatte schon früher einige gesehen, die sich so lautlos zwischen den Bäumen bewegten, als wären sie die Geister längst toter Wölfe. Seit Jahren waren die Wölfe in diesen Bergen von Leuten ausgerottet worden, die sie falsch verstanden und irrtümlich für eine Gefahr für Menschen hielten. Aber jetzt kehrten sie zurück, ebenso scheu wie prachtvoll.

Wölfe suchen selten Blickkontakt, denn als stark sozial geprägte Tiere wissen sie, dass ein Anstarren herausfordernd sein kann. Ihre Neigung, andere Lebewesen indirekt zu beobachten, ist fälschlich als listige Verschlagenheit gedeutet worden. Dieser, ein großes Männchen, tauchte aus einer Masse elegant gewölbter Farnwedel auf, fast als ob er inmitten grüner Schals, die ein Zauberer ausgebreitet hatte, Gestalt annehme. Er stand vor der Felsformation, auf der ich saß, starrte zu mir herauf und stellte kurz Blickkontakt her, bevor er demütig zu Boden sah.

Wir hatten keine Angst voreinander. Und wie ich in den folgenden Jahren erfahren sollte, würde ich in Gegenwart von Menschen weit gefährdeter sein als allein mit einem Wolf im Wald.

Ich stand auf und blickte auf ihn hinab. Er sah mich noch einmal direkt an, dann wieder weg. Weil ich niemanden hatte, mit dem ich hätte reden können, sprach ich ihn an. Und warum auch nicht? Das am wenigsten Seltsame an mir war vielleicht, dass ich mit Tieren sprach, wenn ich keine menschliche Gesellschaft hatte. »Was willst du?«

Er umkreiste die Felsformation, schnüffelte in die Luft, stellte die Lauscher auf und starrte in den Wald. Als er nach Osten sah, sträubte sich plötzlich sein Nackenfell. Er winselte ängstlich, klemmte den Schwanz zwischen die Beine, starrte mich an, winselte nochmals, trabte nach Westen ins Unterholz davon und war fort. Hätte er reden können, hätte er nicht deutlicher ausdrücken können, dass von Osten eine Gefahr nahte. Er schien mich eigens aufgesucht zu haben, nur um mich zu warnen.

Vergleichbares hatte ich noch nie erlebt. Außer dem, was die Natur mir im Mutterleib angetan hatte, außer dass

sie mich zu einem Ausgestoßenen und zur Zielscheibe von Angst und Hass gemacht hatte, hatte sie mir nie irgendwie zugesetzt. Ich war nie von einem ihrer Lebewesen gebissen, nicht mal von einer Biene gestochen worden, hatte nie mit Gift-Efeu, allergischem Ausschlag oder auch nur einfachem Heufieber zu tun gehabt. Nachdem sie mir das Schlimmste angetan hatte, war die Natur mit der von ihr erzeugten Missgeburt vielleicht so zufrieden, dass sie das Gefühl hatte, jedes weitere Leid, selbst wenn's nur ein Mückenstich war, wäre übertrieben und würde mich irgendwie herabsetzen. Stolz darauf, was sie aus einer dunklen Laune heraus geschaffen hatte, widerstand sie der Versuchung, die Vollkommenheit meiner Unvollkommenheit zu verbessern.

Weil ich mir sicher war, dass der Wolf mich vor einer Gefahr hatte warnen wollen, war ich im Begriff, von meinem Hochsitz hinabzuklettern, als ich unter den Bäumen einen Mann entdeckte, der eine leuchtend rote Jacke trug und ein Gewehr hatte. Ich wusste sofort, dass er ein Jäger sein musste, obwohl die Jagdsaison noch nicht begonnen hatte, was bedeutete, dass er kein Mann war, der sich an Regeln hielt, was ihn vermutlich noch gefährlicher machte als andere Männer, wenn er mich zu Gesicht bekam.

Und dann entdeckte er mich aus einer Entfernung von 30 bis 40 Metern. Er rief mir freundlich etwas zu, was bedeutete, dass er mich nicht genau gesehen hatte. Bevor er sehen konnte, was er vor sich hatte, glitt ich von der amorphen Felsmasse. Ich wollte in Panik in Richtung Haus flüchten, aber dann rief er etwas, und ich glaubte, er würde durchs Unterholz brechen, um mich zu verfolgen. Das Haus war über eine Meile weit entfernt. Statt loszurennen,

hastete ich geduckt um die Felsformation herum, brachte sie zwischen ihn und mich, und sobald ich eine der Öffnungen erreichte, kroch ich blitzschnell auf allen vieren hinein.

2 Für mich war dieser von Wind und Wetter formte Fels auch ein vertrautes Labyrinth, weil ich seine beschränkte innere Architektur erforscht hatte, soweit ich in sie eindringen konnte. Der Gang war niedrig und eng und machte eine Rechtskurve, und als ich ins stockfinstere Dunkel hineinkroch, hatte ich nicht nur Angst vor dem Jäger, sondern fürchtete auch, was heute vielleicht in der Felskammer am Ende des Tunnels hauste. Bei meinen früheren Expeditionen in diese Höhlen hatte ich eine Taschenlampe gehabt, aber heute hatte ich keine mitgenommen.

Das Labyrinth bildete auch einen Rückzugsort für alle möglichen Tierarten, wenn sie einen suchten – übrigens auch für Klapperschlangen. Anfang Oktober würden Schlangen bei kühlen Temperaturen lethargisch und daher vielleicht nicht allzu gefährlich sein, aber obwohl die Kinder von Mutter Natur mich in all den Jahren verschont hatten, konnte ein Wiesel, ein Dachs oder ein anderes größeres Raubtier sich aufgeschreckt in die Enge getrieben fühlen, wenn ich hereingepoltert kam. Mit dem Gesicht voraus war ich verwundbar, also kniff ich die Augen fest zusammen, um gegen einen plötzlichen Krallenhieb gefeit zu sein.

Die unterirdische Passage führte mich um eine Ecke und in die Höhle, die bei ungefähr zwei Metern Durchmesser

bis zu eineinhalb Meter hoch war. Als mich nichts angriff, öffnete ich die Augen. Ein Silberdollar aus Sonnenlicht, das durch einen der Schlunde fiel, lag in einer Ecke des Raums, und unter einem weiteren Schlund war ein etwas größerer unregelmäßiger Lichtfleck zu sehen. An diesem windlosen Tag war die Luft in der Höhle still, und ich sah erleichtert, dass ich hier allein war.

Hier drinnen wollte ich bleiben, bis ich annehmen konnte, der Jäger sei ein gutes Stück weitergewandert. Die Luft roch schwach nach Kalk und verrottendem Laub, das der Wind durch das größere Loch in der Decke hereingebblasen hatte. Hätte ich an Platzangst gelitten, hätte ich's in dieser Enge nicht ausgehalten.

In diesem Augenblick hätte ich nicht voraussagen können, dass mir schon bald nichts anderes übrig bleiben würde, als einen Weg aus diesen Bergen zu finden. Oder dass ich bei Nacht und durch mühsame Fortbewegung, bei der ich zahlreiche Anschläge auf mich überlebte, in eine Großstadt gelangen würde. Oder dass ich viele Jahre lang tief unter ihren belebten Straßen in Abwasserkanälen, U-Bahn-Tunnels und all den seltsamen Winkeln, die unter einer Metropole existieren, versteckt leben würde. Oder dass ich in einem Winter, als ich die riesige Zentralbibliothek nach Mitternacht besuchte, als sie menschenleer hätte sein sollen, im Lampenlicht bei Charles Dickens ein Mädchen kennenlernte, wodurch sich sein Leben ebenso veränderte wie meines.

Während ich im Halbdunkel zwischen den Lichtflecken kauerte, hörte ich nach einigen Minuten Geräusche. Ich fürchtete, der bisher nur in meiner Fantasie existierende Dachs könnte Realität geworden und durch den

Kriechtunnel zu mir unterwegs sein. Die langen Krallen an seinen Vorderpfoten hätten ihn zu einem gefährlichen Gegner gemacht. Aber dann merkte ich, dass die Geräusche wie der Sonnenschein von oben kamen. Stiefel auf Fels, ein Klappern und Scharren. Ein Mann hustete, dann räusperte er sich. Das klang sehr nahe.

Hätte er mich nicht nur flüchtig, sondern etwas genauer gesehen, hätte er mich jetzt aggressiv gesucht oder beschlossen, diesen Wald zu verlassen, der so seltsam war, dass er etwas wie mich beherbergen konnte. Stattdessen schien er sich zu einer kurzen Rast niedergelassen zu haben, was darauf schließen ließ, dass er mich nicht deutlich gesehen hatte.

Was ich sein könnte, wie ich als Produkt menschlicher Eltern auf die Welt gekommen sein konnte, wusste ich nicht – und würde es vielleicht nie erfahren. Vieles an der Welt ist schön, und noch viel mehr erscheint dem Auge wenigstens als hübsch, und das Hässliche besteht aus denselben Elementen wie alles andere und gehört eindeutig mit zum Gesamtbild. Tatsächlich ist eine hässliche Spinne bei näherer Betrachtung auf ihre Weise ein komplexes Kunstwerk, das Respekt oder sogar Bewunderung verdient, und der Geier hat seine glänzend schwarzen Federn und die Giftschlange ihre Schuppen wie Pailletten.

Etwas schien anzudeuten, dass ich der Welt vielleicht doch einen Hauch von Schönheit würde darbieten können: das Wesen meines Herzens, das frei von Bitterkeit und Zorn blieb. Ich fürchtete, aber ich hasste nicht. Ich kannte Angst, aber ich verdamnte nicht. Ich liebte und wünschte mir, geliebt zu werden. Und obwohl mein Leben eingeschränkt gewesen war, obwohl meine Erfahrung auf

mir drohende Gefahren begrenzt war, war ich meistens glücklich. Auf dieser Welt, auf der Sorge und Elend allgemein waren, wo die Zivilisation manchmal in Gefahr zu sein schien, in Dunkelheit zu versinken, war die Fähigkeit, Glück und Hoffnung zu empfinden, vielleicht eine Art Schönheit, ein willkommenes kleines Licht im Dunkel.

In der dunklen Höhle kauend dachte ich über den Jäger nach, der durch kaum mehr als einen Meter Fels von mir getrennt war. Sein Leben war für mich unvorstellbar, viel rätselhafter als das eines Löwen in der Savanne oder eines Eisbären in der Arktis. Die kleine Lichtung, auf der unser Haus stand, war so weit von dem nächsten Nachbarn entfernt, so abgelegen, dass sich bisher noch kein Jäger bis zu uns verirrt hatte. Mir kam es unwahrscheinlich vor, dass dieser Mann einen Hirsch erlegen und ihn dann meilenweit zu seinem Auto schleppen oder schleifen wollte. Mir fiel eine beunruhigende Möglichkeit ein. Vielleicht jagte er um des Tötens willen und hatte keine Verwendung für Wildfleisch. Erlegte er einen Hirsch, nahm er vielleicht nur das Geweih mit, war es eine Hirschkuh, genügten Lauscher und Schwanz. Oder vielleicht tötete er und nahm nichts mit außer der Erinnerung an einen Blattschuss. War das der Fall, schien ich mich erstmals im Leben in der Nähe des wahrhaft Bösen zu befinden.

Ich erkannte den Geruch seiner Zigarette, weil Mutter süchtig nach ihren Marlboros war. Im nächsten Augenblick wirbelte ein schwacher Luftzug Rauchfäden durch den größeren der beiden Schlunde nach unten, als säße der Jäger neben ihm. Die blassen Fäden drehten und wanden sich wie die Geister von Toten, die einen Weg ins Reich der Lebenden zurück suchten. Er pff eine Melodie,

die ich nicht kannte, und machte ab und zu eine Pause, um wieder an seiner Zigarette zu ziehen.

Außer Mutter war er der erste Mensch, den ich bewusst gesehen hatte. Ich hockte fasziniert im Dunkeln: ängstlich, aber neugierig, nicht anders als ein Astronaut, der auf einem anderen Planeten erstmals Außerirdischen begegnet. Sein manchmal unterbrochenes Pfeifen, sein gelegentliches Räuspern, ein paar gemurmelte Wörter, die Geräusche, wenn er seine Sitzposition wechselte – dies alles machte mich umso ungeduldiger, noch einen Blick auf den Mann zu erhaschen, wenigstens ein kleines Stück seiner Hand oder seiner roten Jacke zu sehen, denn obwohl er nur ein Mensch war, erschien er mir wie eine magische Gestalt. Im Lauf der Zeit gelangte ich zu der Überzeugung, er sitze so dicht neben dem Schlund, dass irgendetwas von ihm sichtbar sein würde, selbst wenn es nur ein Schuh war.

Ich schob mich lautlos unter die größere Röhre, starrte nach oben ins Licht und wurde durch den Anblick seiner Hand kaum einen Meter über mir belohnt. Sie lag mit der Zigarette zwischen zwei Fingern auf dem Fels neben dem Schlund. Die Hand war groß und schwielig; sie ließ vermuten, ihr Besitzer sei kräftig, und auf ihrem Rücken leuchteten rotblonde Haare wie dünner Kupferdraht.

Die vom Luftzug mitgerissenen Rauchfäden waberten über mein Gesicht, aber ich fürchtete nicht, husten oder niesen zu müssen. Ich hatte langjährige Erfahrung mit Mutters Rauchen, wenn wir lesend im Wohnzimmer saßen, sie mit ihrem Buch, ich mit meinem. Seit dem sechsten Lebensjahr las ich auf dem Niveau eines Erwachsenen, und Bücher waren eine Leidenschaft, die wir teilten. Ihr

Rücken blieb mir fast ständig zugewandt, damit sie sich den Anblick meines Gesichts ersparen konnte, der sie in Verzweiflung stürzen und roten Zorn auslösen konnte, der unendlich schlimmer als ihre gelegentlichen Depressionen war. Aber die eleganten Rauchfäden fanden irgendwie mein Gesicht und tasteten es ab, als hinterfragten sie die Realität meiner Züge.

Auf dem Fels über mir veränderte der Jäger seine Sitzhaltung. Seine Hand verschwand, aber wie er jetzt dasaß und eine Melodie summete, statt sie zu pfeifen, konnte ich einen Teil seines Gesichts in einem so steilen Winkel sehen, dass es den Präsidenten am Mount Rushmore glich: das energische Kinn, einen Mundwinkel, seine Nasenspitze. Ein Teil der Zigarette erschien, aber nicht die Hand, die sie hielt, und er inhalierte und blies einen Rauchring, der mich erstaunte. Der bläuliche Ring hing einen Augenblick zitternd in der Luft, als würde er ewig so bleiben, aber dann löste der leise Luftzug ihn auf, sog ihn in den Schlund und verteilte ihn auf meinem emporgewandten Gesicht.

Er blies einen weiteren Rauchring. Dieses zweite Mal verriet Absicht, was die Wiederholung umso reizvoller machte. Obwohl dieser Trick mich bezauberte, bin ich mir ziemlich sicher, dass ich keinen Laut von mir gab.

Aber trotzdem bewegte er plötzlich den Kopf, um nach unten zu sehen, und weil er die Sonne nicht blockierte, sah er einen Meter unter sich mein Auge, eines meiner einzigartigen Augen, das ihn durch die Röhre beobachtete. Seine Augen waren blau, und das auf mich gerichtete ließ nach dem ersten Schock solch wilde Bösartigkeit, solchen Hass und solches Entsetzen erkennen, dass ich wusste – falls ich

je daran gezweifelt hatte –, dass Mutters Geschichte von der Hebamme wahr sein musste.

Am ganzen Leib zitternd und verängstigt wie nie zuvor wich ich aus dem Licht ins Dunkel zurück, presste meinen Rücken an die Höhlenwand und war dankbar dafür, dass der Kriechtunnel in mein Versteck für ihn viel zu klein war.

Der Knall seines Gewehrs hallte durch den Schlund und echote so unerwartet durch die Höhle, dass ich überrascht und erschrocken aufschrie. Ich hörte das Geschoss als Querschläger von den Wänden abprallen – *ping, ping, ping* – und wusste, dass ich hier unten sterben würde, aber es verbrauchte seine Energie, ohne mich zu finden. Der Jäger schob den Gewehrlauf tiefer in den Schlund und drückte erneut ab, und meine Ohren summten von dem Schussknall und zersplitterndem Fels und dem Surren des Querschlägers.

3 Erneut verschont wusste ich, dass ich nicht ewig unbeschadet davonkommen würde. Auf allen vieren durchs Dunkel kriechend fand ich den Weg ins Freie. Seit ich ihn vorhin benutzt hatte, schien der unterirdische Gang viel kleiner geworden zu sein, und der Fels drückte mich erbarmungslos nieder, als sollte ich zwischen zwei Schichten eingeschlossen und versteinert werden, um Archäologen viele Jahrtausende später Rätsel aufzugeben.

Obwohl ich von den beiden Schussknallen halb taub war, hörte ich den verängstigten Jäger über mir herumschreien. Seine Stimme erreichte mich durch die Schlunde, durch die an anderen Tagen der Wind heulte. Sie klang wütend und ängstlich zugleich.

Wieder fiel ein Schuss, aber sein Knall war gedämpfter und schien aus anderer Richtung als zuvor zu kommen. Vibrationen pflanzten sich in dem Fels fort, durch den ich mich schlängelte. Dann noch ein Schuss und noch einer.

Mir wurde klar, was er tat. Er war von der Felsformation geklettert und war dabei, um sie herumzugehen und das Loch zu suchen, das in die Höhle führte, aus der ich zu ihm aufgeblickt hatte. Es gab nur fünf, die einen Jungen von meiner Größe aufnehmen konnten, nur drei davon führten etwas weiter in den Fels hinein, nur eins führte zu einer Höhle, die groß genug war, um als Versteck dienen zu können. Schoss er blindlings in eines dieser Löcher, riskierte er, durch einen Querschläger verletzt zu werden, aber meine Intuition sagte mir, dass ich nicht darauf hoffen durfte, auf diese Weise gerettet zu werden.

Auf allen vieren weiterhastend umrundete ich die Biegung und sah kostbares Tageslicht vor mir. Ich hätte fast gezögert, aber meine einzige Hoffnung lag darin, ins Freie zu gelangen, bevor er auftauchte und zu schießen begann. Als ich mich aus dem Tunnel schob, erwartete ich einen Tritt ins Gesicht oder eine Kugel in den Kopf, aber sein nächster Schuss fiel auf der anderen Seite der Felsformation.

Ich richtete mich in die Hocke auf und überlegte, welche Möglichkeiten ich hatte. Ich befand mich auf der Westseite des Felsens, sodass ich sehen konnte, wo der Wolf im Unterholz verschwunden war. Aber in dieser Richtung lag auch unser Haus, und es wäre gefährlich gewesen, den Jäger dorthin zu locken. Im Norden bot ein Wildwechsel einen schmalen, aber deutlich erkennbaren Weg in einen höhergelegenen Wald. Gelang es mir, ihn zu erreichen

und auf diese Weise zu verschwinden, bevor er den Felsen umrundete, war ich vielleicht außer Gefahr.

Als ich auf diese beste Fluchtmöglichkeit zurannte, hörte ich ihn wie einen biblischen Rächer schreien, der wegen eines eklatanten Verstoßes gegen alles, was gut und anständig ist, empört ist – »Scheusal!« –, und wusste, dass er mich gesehen hatte. Das Gewehr knallte und die Kugel riss dicht neben meinem Kopf ein Stück Holz aus einem Baumstamm. Über die Kraft meines hämmernden Herzens fast erschrocken rannte ich angestrengt keuchend weiter, wie ich noch nie gerannt war, und folgte dem mit Sonnenflecken gesprenkelten Wildwechsel, der größtenteils im Schatten lag.

Diesen Teil der Wildnis kannte ich besser als mein Verfolger. Schaffte ich es nur eine Minute länger, keinen Schuss in den Rücken zu bekommen, würde ich ihn vielleicht abschütteln können. Dieser Wald war fast ein Urwald, und obwohl der Mann längere Beine hatte und alle Feuerkraft besaß, konnte jemand, der nicht meinen speziellen intuitiven Orientierungssinn besaß, sich hier sehr leicht hoffnungslos verirren.

Als ich die erste Biegung des Wildwechsels erreichte, ohne einen weiteren Schuss zu hören, nahm ich an, er rannte weiter hinter mir her. Ich sah mich nicht um, sondern strengte mich umso mehr an.

Rotwild wählt den Weg des geringsten Widerstands, und weil sein Zeitgefühl das Leben statt in Stunden und Minuten in vier Jahreszeiten einteilt, lebt es ohne Zeitdruck. Deshalb mäandern seine aus Hufspuren entstandenen Trampelpfade und verzweigen sich gelegentlich. Ich nahm die erste Abzweigung, und als der Pfad sich nochmals

teilte, nahm ich den neuen, weil ich hoffte, der Jäger würde irgendwo die falsche Richtung nehmen. Durch diese Taktik überschritt ich einen Hügelrücken, stieg in ein weites, nicht sehr tiefes Tal ab und erkletterte am Gegenhang einen felsigen Grat. Als ich dort haltmachte, um mich umzusehen, konnte ich niemanden entdecken.

Ich setzte mich auf einen Felsblock, um wieder zu Atem zu kommen, und sah den Wald unter mir in Flammen stehen, die ihn nicht verzehrten, jeder Baum eine rote, orangerote oder gelbe Fackel wie auf einem Riesengemälde eines Impressionisten, den dieser gewaltige Überfluss inspiriert und begeistert hatte.

Unterdessen begriff ich, weshalb er mich nicht auf dem ersten ansteigenden Wegstück in den Rücken geschossen hatte – weil er danebengeschossen hatte und erst nachladen musste, was mir die Minute verschafft hatte, die ich brauchte, um ihn abzuhängen. Nachdem ich die Strecke von der Felsformation bis zu diesem Grat wie eine Laborratte auf verschlungenen Wegen zurückgelegt hatte, war ich mir ziemlich sicher, dass er bei dem Versuch, mir zu folgen, mehrmals falsch abbiegen würde.

Sobald ich wieder zu Atem gekommen war, brauchte ich auf dem Heimweg nur so weit auszuholen, dass ich nicht riskierte, ihm über den Weg zu laufen, während er mich weiterhin suchte. Zumindest glaubte ich das. Die wilde Bösartigkeit seiner Reaktion hatte Mutters Warnungen bestätigt, aber ich begriff noch nicht, wie heftig die Abscheu war, die ich ausgelöst hatte, oder wie unerbittlich er sein Ziel, mich zu töten, verfolgen würde.

Als ich dasaß und auf die dichten Reihen der Bäume in ihrem Festgewand hinabsah, wurde mir bewusst, dass ich

den Jäger – falls er im Wald aufstieg – vielleicht erst entdecken würde, wenn er schon dicht herangekommen war. In dieser Farbenpracht definierten die vielen Ahornbäume mit rotem Laub seine rote Jägerjacke als eine Art Tarnung.

Gleichzeitig mit dem Schussknall überschütteten mich Steinsplitter des von einer Kugel getroffenen Felsblocks. Ich ließ mich rückwärts über den schmalen Grat fallen, rollte hangabwärts, kroch ein kurzes Stück auf allen vieren, rappelte mich auf und stürmte durch schwankendes hohes Federgras davon, weil es hier keinen Wildwechsel gab. Ich schaffte es bis zu den Bäumen, in deren Schatten Farne wuchsen, und brach durchs Unterholz. Der Jäger war offenbar ein erfahrener Fährtenleser, und ich hinterließ eine Spur aus geknickter oder niedergetrampelter Vegetation, der jeder Amateur hätte folgen können.

4 Aus dem Unterholz heraus, wieder auf einem Wildwechsel, trabte ich durch einen mit einer Million Amaranthen geschmückten Wald und umging die Stellen, wo das abgefallene Laub feucht war. Ich vertraute nicht mehr darauf, dass häufige Abzweigungen meinen Verfolger täuschen würden, sondern suchte die kürzeste Route durch die nächste Senke.

Bei früheren Ausflügen war ich nie weiter als bis hierher gekommen, aber ich wusste, dass sich durch diese Senke ein Bach windet, der mir vielleicht eine Chance verschaffen konnte, den Jäger aufzuhalten oder ganz irrezu-leiten. Ich brach durch plötzlich üppig wachsende farbige Farne mit purpurrot angehauchten graugrünen Wedeln und erreichte einen träge fließenden seichten Wasserlauf.

Auf ihren Trips in die Kleinstadt kaufte Mutter mir Kleidung und immer die besten wasserdichten Trekkingstiefel, wenn ich aus dem vorigen Paar herausgewachsen war. Obwohl ich sie nie so kühn auf die Probe gestellt hatte, watete ich in das ungefähr zehn Zentimeter tiefe Wasser und stapfte stromaufwärts. Nachdem ich ungefähr 20 Meter weit geplatscht war, sah ich mich um. Durch das klare Quellwasser waren meine Spuren im feinen Sand des Bachbetts deutlich zu sehen. Das Wasser floss so langsam, dass es Stunden brauchen würde, um meine Spuren zu verwischen, aber mein Verfolger war nur wenige Minuten hinter mir.

Ich hastete erschrocken weiter und erreichte einen Abschnitt des Bachlaufs, dessen Boden mit glatten Kieselsteinen bedeckt war, auf denen meine Stiefel keine sichtbaren Abdrücke hinterließen. Am Ufer gab es hier und da felsige Stellen, wo ich den Bach ohne Fußabdrücke verlassen konnte. Ich nutzte die dritte Gelegenheit, verschwand unter den Bäumen und nahm den Gegenhang in Angriff.

Damit wagte ich mich auf neues Gebiet vor, wusste nicht, was mich erwartete, und hatte große Angst. Während des Aufstiegs sagte ich mir, ich sei nicht erst acht, sondern schon fast neun Jahre alt, noch ein Junge, gewiss, aber kein gewöhnlicher Junge, sondern stärker und schneller, als es meinem Alter entsprach. Und ich konnte schon auf dem Niveau eines 16-Jährigen lesen, was mich in diesem Fall nicht retten würde, aber immerhin suggerierte, dass meine Chancen, den Jäger zu überlisten, weit größer waren als die anderer Jungen in meinem Alter.

Und vielleicht ließ meine Erscheinung sich zu meinem Vorteil nutzen. Der Jäger hatte seine Abscheu ausgedrückt – »Scheusal!« –, aber ich hatte in dem blauen Auge, das

mich durch den Schlund im Kalkstein betrachtete, auch Entsetzen gesehen. Vielleicht würde seine Angst irgendwann so übermächtig werden, dass er umkehrte.

Als ich den bewaldeten Hang hinauflief, verloren die herbstlichen Bäume etwas von ihrer bunten Farbenpracht, während die Sonnenkringel auf dem Waldboden verschwanden. Ich sah durchs Geäst hoch zum Himmel und stellte fest, dass aus Osten aufgezogene graue Wolken die Morgensonne verdeckten. Auch das konnte zu meinem Vorteil sein, denn für den Jäger wurde es bestimmt schwieriger, meiner Fährte zu folgen, wenn der Waldboden im Schatten lag.

Der Wald endete kurz nach dem nächsten Hügelrücken. Vor mir lag eine große Viehweide, an deren rückwärtigem Rand mehrere baufällige Gebäude standen: ein altes ebenerdiges Wohnhaus mit längst abgeblätterter Farbe und eingeworfenen Fenstern, daneben ein ehemaliger Stall, dessen Dachfirst wie das Rückgrat eines Pferdes mit Senkrücken durchhing. Einige wenige Pfosten des alten Weidezauns standen noch, aber die meisten waren im Lauf der Jahre in das kniehohe weizengelbe Gras gesunken, durch das leichte Wellen liefen, als würde Seegrass von tiefen Meeresströmungen bewegt. Mein Weg durchs Gras hätte sich so deutlich abgezeichnet, als hätte ich ihn mit einer Sprühdose Day-Glo markiert.

Im Wald bleibend umging ich die Weide, schlängelte mich so rasch wie möglich zwischen den Bäumen hindurch und war mir bewusst, dass der Jäger jeden Augenblick auftauchen konnte. Meine Absicht war, in einem weiten Halbkreis zu dem Waldrand hinter dem Haus zu gelangen. Als ich dort ankam, entdeckte ich jedoch, dass

das hohe Gras irgendeiner Binsenart gewichen war, was darauf schließen ließ, dass die Fläche hinter dem Haus einmal viel feuchter gewesen, aber später ausgetrocknet war. Auf dieser Oberfläche, die an eine japanische Reisstrohmatte erinnerte, würde ich vermutlich keine Spuren hinterlassen. Weil meine Kräfte schwanden und ich nicht wusste, wie lange ich noch durch den hügeligen Wald würde flüchten können, stapfte ich einem Impuls folgend zu dem baufälligen Haus hinüber.

Die abgetretenen Stufen der Verandatreppe protestierten knarrend, und ein halbes Dutzend Rauchschnalben verließ fluchtartig seine Lehnester unter dem Dachüberhang und ließ sich vorübergehend auf dem First des rostigen Blechdachs nieder. Eine Hintertür gab es nicht mehr. Ich trat ins Halbdunkel ein, weil ich hoffte, dort ein gutes Versteck finden zu können.

Auch neu gebaut, frisch gestrichen und von jemandem bewohnt war das Haus bescheiden gewesen. Nach langem Leerstand ächzte und knarrte es bei jedem meiner Schritte, und selbst wenn es nicht über mir einstürzte, konnte es dem Jäger meine Position verraten, wenn ich auch nur von einem Fuß auf den anderen trat.

Vorn im Wohnzimmer fiel das graue Licht des sich eintrübenden Tages aschfahl durch die glaslosen Fenster und eine weitere Öffnung, die früher durch die Haustür verschlossen gewesen war. Dort wäre ich beinahe in ein Loch getreten, weil ein breites Fußbodenbrett unmittelbar vor der Tür fehlte. Vermutlich weil die Weide früher oft überflutet gewesen war, stand das Haus auf Pfählen über einem umschlossenen Kriechraum von nicht mal einem halben Meter Höhe.

Dean Koontz bei FESTA

Devoted – Der Beschützer

Elsewhere – Der Universalschlüssel

The Other Emily – Die Doppelgängerin

Auf der Suche nach Ashley Bell

Quicksilver

Jonah und die Stadt

Sündenlos

Infos, Leseproben & eBooks:

www.Festa-Verlag.de